

Zum Salzburger Schrifttum

Heinz Dopsch und Robert Hoffmann, Geschichte der Stadt Salzburg. Verlag Anton Pustet, Salzburg 1996, 804 S., zahlreiche Farb- und Schwarz/Weiß-Abb.

Die Hauptstadt des Erzstifts, Kurfürstentums, Herzogtums und Bundeslands Salzburg, das oft zitierte „Deutsche Rom“ und vom deutschen Naturforscher Alexander von Humboldt neben Neapel und Konstantinopel zu den schönsten Gegenden der Erde gezählt, ist in der Geschichtsschreibung sowie in der historischen Entwicklung selbst immer im Schatten der größeren politischen Einheit, des Territoriums Salzburg, gestanden. Erst zwischen 1885 und 1890 ist eine dreibändige „Geschichte der Stadt Salzburg“ erschienen, die den Arzt und Heimatforscher – und nicht zu vergessen den Gründer unserer Gesellschaft für Salzburger Landeskunde –, Franz Valentin Zillner, zum Verfasser hatte. Eine für ihre Zeit sicher unglaubliche Leistung, die Jahrzehnte hindurch keine Nachahmer gefunden hat; 1985 ist sie von Heinz Dopsch in einem Faksimiledruck neu herausgegeben und mit einem historischen, biographischen und sachlichen Kommentar versehen worden.

Nun wurde eine wirklich neue Geschichte der Stadt Salzburg einem hoffentlich breiten Lesepublikum vorgestellt. Das Buch der beiden renommierten Historiker an der Alma Mater Paridiana, Heinz Dopsch und Robert Hoffmann, ist gerade rechtzeitig zum 1000-Jahr-Jubiläum des Salzburger Marktrechts erschienen, worauf Bürgermeister Dechant einleitend mit einigem Stolz hinweist: am 28. Mai 996 und damit ein halbes Jahr vor der im Jahr 1996 so oft strapazierten ersten urkundlichen Erwähnung des Namens Ostarrichi verlieh Kaiser Otto III. dem Salzburger Erzbischof Hartwig das Markt-, Maut- und Münzrecht und gab damit den Anstoß zum Aufschwung der Stadt Salzburg und ihrer weiteren historischen Entwicklung.

Diese historische Entwicklung wird in insgesamt zwölf umfangreichen Kapiteln abgehandelt, wobei Heinz Dopsch als Verfasser für die Zeit von der Vorgeschichte bis zum Ende der geistlichen Herrschaft im Jahr 1803 verantwortlich zeichnet, während Robert Hoffmann die Geschichte vom Biedermeier bis zur Gegenwart schildert. Sicher stützt sich die neue Stadtgeschichte in vielen Bereichen auf die in rund zwanzigjährige Arbeit von zahlreichen Wissenschaftlern erarbeitete „Geschichte Salzburgs – Stadt und Land“, die seit 1981 in acht umfangreichen Bänden von Heinz Dopsch und Hans Spatzenegger herausgegeben wurde. Unverkennbar ist aber, daß die nun vorliegende Geschichte der Stadt Salzburg den letzten Stand der wissenschaftlichen Forschung repräsentiert. Vor allem für die Frühgeschichte der Stadt und natürlich auch für die unmittelbare Vergangenheit konnten wesentliche neue Ergebnisse eingearbeitet werden, die unter anderem den neuen Erkenntnissen der Archäologen zu verdanken sind.

Die Darstellung beider Autoren, ergänzt durch einen ausführlichen wissenschaftlichen Anmerungsapparat am Ende des Bandes, sind überaus flüssig geschrieben und gut lesbar; der Verzicht auf modernistische und pseudointellektuelle Wortspielereien wird vom Durchschnittsinteressenten sicher dankbar honoriert werden. Was stört, ist wie sooft und wieder einmal die nur bedingte Gebrauchsfähigkeit des im wahrsten Sinn des Wortes schwergewichtigen Buches. Die oft überstrapazierte Liebe zum Detail ist für den Nicht-Historiker oft schwer nachvollziehbar, wie dem Rezensenten in manchen Gesprächen berichtet wurde. Aber wenn schon: warum hat man die Stadtgeschichte nicht in zwei Bände geteilt? Zwischen beiden Autoren hätte sich eine sachliche und auch umfangmäßige Zäsur doch leicht angeboten. Müßig wäre es hingegen, des langen und breiten darüber zu diskutieren, ob die Gewichtungen in zeitlicher und sachlicher Hinsicht anders oder besser zu setzen gewesen wären. Etwas zu kurz gekommen sein dürften zweifellos Bereiche der Schul- und Bildungspolitik der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, um nur ein Beispiel herauszugreifen, aber auch das ist sicher subjektiv.

Das alles ändert nichts am überaus positiven Gesamteindruck der neuen Stadtgeschichte; der „Dopsch-Hoffmann“ wird zweifellos den „Zillner“ bald ganz ersetzen. Äußerst verdienstvoll auch der Anhang mit einer Übertragung des Salzburger Stadtrechts aus dem 14. Jahrhundert ins Neuhochdeutsche, mit einer ausführlichen Liste der Salzburger Bürgermeister bis zur Gegenwart und mit einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis. Besonders hervorzuheben ist aber die großzügige Ausstattung des Bandes mit farbigen und Schwarz/Weiß-Illustrationen, die auch vieles bisher Unbekannte bringen. Form und Inhalt dieser Symbiose sollten Garanten sein für eine positive Aufnahme in die Vielzahl der „Salisburgensien“!

Reinhard R. Heinisch

Franz-Heinz Hye (Hg.), *Stadt und Kirche*. Linz 1995, 10 Illustrationen, XII u. 351 S. (= Beiträge zur Geschichte der Städte Mitteleuropas 13).

Dieser im Auftrag des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung und des Ludwig-Boltzmann-Instituts vorgelegte Band hält die Referate fest, die 1993 auf einer internationalen Tagung in Innsbruck gehalten wurden. Anlaß und thematisierender Auslöser dieser bedeutenden wissenschaftlichen Veranstaltung, die 16 Fachleute hoher Kompetenz zu versammeln wußte, war das 350-Jahr-Jubiläum der jetzigen Innsbrucker Domkirche St. Jakob als selbständige Pfarrkirche (1643), nachdem diese zuvor trotz Stadterwerb Innsbrucks um 1200 knapp ein halbes Jahrtausend lang nur ein Vikariat der Dorfpfarre Wilten geblieben war. Dieses besondere Ereignis wurde dazu genutzt, das vielschichtige Thema „Stadt und Kirche“ nach den verschiedensten Richtungen hin zu untersuchen; dabei standen allgemeine Fragen (drei Referate) und solche mit eingeschränkten Bereichen wie Länder und Regionen (vier Referate) – im besonderen Tirol (vier Referate) und kirchliche Orden (fünf Referate) betreffend – im Vordergrund.

Der wissenschaftliche Ertrag ist erstaunlich: Im allgemeinen Bereich die Einsichtenvermittlung in das Verhältnis „Bischof und Stadt“ in Spätantike und frühem Mittelalter (C. Brühl), in die Beziehungen von „Stadt und Pfarre“ – beherrschende Altpfarre/Vikariat in der neugegründeten Stadt (K. Amon), in Zusammenhänge von „Stadt und Pilger“ an den Beispielen Rom, Santiago und Aachen (K. Herbers). Im regionalen Bereich „Die Städte der Salzburger Erzbischöfe“ Übersicht, Vergleich und Bestandsaufnahme (F. Zaisberger), „Köln contra Köln“ – Das Ringen zwischen Erzbischof und Bürgerschaft um die Stadtautonomie (H. Stehkämper), „Nikolaikirchen und Stadtentstehung in Österreich (K. Blaschke mit Kritik von Hye), „Die ungarischen Verhältnisse“ (A. Kubinyi), und im Kernbereich die Tiroler Problematik „Brixen“ (H. Flachenecker), zentral und eingehend „St. Jakob in Innsbruck“ (F.-H. Hye), „Die Lateinschule der St.-Jakob-Pfarrkirche“ – mit Schwerpunkt der musikalischen Fragen (W. Steiner – wobei „Vikariatskirche“ im Titel richtiger wäre), sowie „Stadt und kirchliche Kunst in Tirol“ (E. Egg), womit neben der rechtsgeschichtlichen auch die in diesem Zusammenhang allgemein zu wenig berücksichtigte kunstgeschichtliche Betrachtungsweise ins Spiel gebracht wurde.

Daß auch ordensgeschichtliche Fragen mit den Grundthemen verknüpft sind, beweisen die Referate über „Minoriten- und andere Mendikanten-Niederlassungen... (in) ...der mittelalterlichen Stadt“ allgemein (B. Stüdeli) und „...in den österreichischen Städten“ (H. Hageneder), die Studie „Ein Stift in der Stadt“ am Beispiel Klosterneuburgs (F. Röhrig), über „Die Städte des Deutschen Ordens“ (H. Boockmann) und die seltsame Tatsache, daß sich auch „Kartäuser“ in mittelalterlichen Städten wie Paris, Mainz, Köln oder Prag niedergelassen haben.

Als ich mir den Band „Stadt und Kirche“ zur Besprechung vornahm – was bei der Symbiose der Begriffe aus Salzburg-Sicht verständlich ist –, ahnte ich nicht, welche umfassenden und tiefen Einsichten dieser „Tagungsband“ vermitteln würde, und dafür sei dem Initiator der Tagung sowie Herausgeber und Redakteur des wohlgelegenen Bandes herzlich gedankt. Franz Fuhrmann

Die andere Geschichte. Eine Salzburger Frauengeschichte des 20. Jahrhunderts, hg. von Erika Thurner und Dagmar Stranzinger. Verlag Anton Pustet, Salzburg 1996. 286 S., mit zahlreiche Abb.

Die feministische Geschichtswissenschaft hat unseren Blick auf die Vergangenheit verändert. Es gibt brillante Historikerinnen und die Geschlechtergeschichte ist ein anerkannter Zweig der Historie. Die „Trotzphase“ ist vorbei. Wie jede Geschichtsschreibung muß sich auch die feministische Geschichte in den rauhen Wind der wissenschaftlichen Kritik wagen.

Der Anspruch dieses Bandes ist hoch gesteckt. Das Leitbild zeigt eine Radfahrerin, locker und strahlend schön, welche die erschöpften Männer überholt. Der Titel heißt: „Die andere Geschichte“. Das kann man zweifach verstehen. Erstens als Anspruch, die allgemeine Geschichte, neu und ganz anders zu sehen; zweitens als Sondergeschichte, die ein bislang vernachlässigtes Feld der Geschichtsschreibung bearbeitet, die Salzburger Frauengeschichte eben, eine Sondergeschichte wie etwa die Geschichte der Salzburger Arbeiterschaft, eine Salzburger Agrargeschichte, eine Salzburger Kindheitsgeschichte usw. Die jungen Historikerinnen, die mit einem frischen Blick, mit Arbeitseifer und Neugierde auf die Spurensuche gehen, können sich für keine der beiden Versionen so recht entscheiden. Der Untertitel „Eine Salzburger Frauengeschichte“ deutet auf die zweite, engere Version. Die souveräne Vernachlässigung der allgemeinen Literatur zur Salzburger Zeitgeschichte weist eben-

falls in diese Richtung. Versucht man, die zentralen Problemfelder der Salzburger Geschichte des 20. Jahrhunderts zu definieren und vergleicht die Ergebnisse dieses Bandes damit, dann sind die Aussagen ziemlich mager. Aber im Text wird immer wieder der Anspruch erhoben, die allgemeine Geschichte anders zu sehen. Daran jedenfalls scheitern die Autorinnen.

Bleibt das legitime und wichtige Feld der Frauengeschichte. Wir haben vor Jahren mit dem Konzept der Lesebücher zur Geschichte Salzburgs begonnen. Das vorliegende Buch wird als fünfter Band dieser Reihe geführt. Das Konzept hat sich inzwischen verändert (was durchaus vernünftig sein kann). Wir gingen damals von der Überlegung aus, den wissenschaftlichen Darstellungen der Salzburger Landesgeschichte sollte ein Quellenbuch als Lesebuch beigegeben werden, wo kurze Einleitungen den Rahmen darstellen, aber längere Quellentexte den Hauptinhalt bilden. Das Konzept hat sich dahin verändert, daß die Quellentexte immer kürzer, die Kommentare der Autorinnen immer länger werden. Das kann – nochmals gesagt – durchaus nützlich sein, zeigt aber dennoch, wie wenig die Autorinnen der Kraft und Ausdrucksfähigkeit ihrer Quellen vertrauen. Ist dadurch die Quellenkritik geschärft, tritt der wissenschaftliche Gehalt gegenüber der bloßen Leselust mehr hervor? Ich finde nicht. Gerade die Quellenkritik wird zugunsten einer politisch korrekten, rasch in einen moralisierenden Tonfall verfallenden Darstellung vernachlässigt. Um es an einigen Beispielen zu zeigen: Der zweite Teil des Buches besteht fast durchwegs aus Interviewpassagen. Auf Seite 224 klagen die Interviewpartnerinnen über die sexuellen Tabus und den Mangel an Aufklärung in den fünfziger und frühen sechziger Jahren. Das ist sicherlich richtig, was den öffentlichen Teil des Problems betrifft. Was die Historikerinnen dabei übersehen, ist der geheime Teil des Problems: die Aufklärung durch die peer-group, die durchaus effektiv war; schließlich war es das Zeitalter des „petting“. Oder ein anderes Beispiel: Helga Embacher glaubt bedingungslos der Darstellung von Gusti Adler bezüglich der „ungerechtfertigt gestellten Steuerschulden“ von Max Reinhardt (S. 93). Aber aus anderen Quellen wissen wir längst, daß Max Reinhardt tatsächlich in den dreißiger Jahren schwer verschuldet war, daß er schon lange über seine finanziellen Verhältnisse gelebt hatte. Wie die Nationalsozialisten diese Tatsache dann gegen Reinhardt ausnützten, ist freilich eine andere Frage.

Oder noch ein Beispiel. Auf Seite 28 wird gesagt: „BewohnerInnen des Bundeslandes Salzburg mußten allerdings ihren Hauptwohnsitz nach Wien verlegen, um eine solche ‚Sever-Ehe‘ schließen zu können.“ Hätten die Autorinnen die allgemeine Literatur über die Salzburger Zeitgeschichte ein wenig benutzt, so wären sie darauf aufmerksam geworden, daß es hier im Lande eine eigenwillige pragmatische Lösung des Problems der Dispensehe gab. Landeshauptmann Franz Rehrl konnte einen solchen Akt wegen Rücksichten auf die Katholische Kirche nicht unterzeichnen. Also ließ man einen solchen Akt so lange liegen, bis der christlichsoziale Landeshauptmann auf Urlaub fuhr, dann unterzeichnete der Sozialdemokrat Preußler als Landeshauptmann (im geheimen Einverständnis mit Rehrl) dieses Dispenssuchen.

Ziemlich klar tritt in der Darstellung und in der Quellenauswahl ein sozialdemokratisches „bias“ hervor. In der Einleitung hebt Erika Thurner die Kreisky-Ära als die entscheidende Reformphase für die Frauengeschichte hervor, während die Klaus-Ära in einer katholisch-männerbündischen Tradition stehend gesehen wird. Nichts gegen die Kreisky-Ära, aber einiges für die Klaus-Ära. Immerhin gab es in der Regierung Klaus die erste weibliche Ministerin in der Geschichte Österreichs. Es ist schon richtig, daß unter Klaus der CV neuerlich an Macht gewann, aber völlig übersehen wird, daß die Straf- und Familienrechtsreform so gut wie fertig war, daß die Universitäts- und Schulreform in diesen Jahren begann, daß jenes Symboljahr „1968“ in diese Phase fiel. Hier rächt sich nochmals, daß man die neueren Forschungen so völlig ignoriert. Hätte man nur die Memoiren von Josef Klaus gelesen, wäre man auch auf den für Salzburg so wichtigen Agnes-Muthspiel-Kreis am Mönchsberg gestoßen, der sowohl für die „innere Emigration“ als auch für die lokale Kunstentwicklung von entscheidender Bedeutung war.

Immer wieder unterliegen diese wohlmeinenden Historikerinnen der permanenten Gefahr der Geschichtsschreibung, nämlich in einen Anachronismus zu verfallen und gegenwärtige Bewußtseinszustände kritiklos auf die Vergangenheit zu übertragen. Das wird sichtbar bei der Frage der Doppelverdiener, der Mädchenschulbildung, der Einschätzung des Lebens der ländlichen Unterschichten, der Bezahlung der Hebammen usw. Bei der Analyse der Rolle der Frauen im Nationalsozialismus wiederum wird im längst überholten Forschungsstand reproduziert. Die Arbeiten von Gisela Bock werden überhaupt nicht rezipiert, die doch ein anderes Bild von der Mutterrolle und dem „Rückzug ins Privatleben“ entwerfen. Daß der katholische Widerstand völlig vernachlässigt wird, paßt leider auch in das vorherrschende ideologische Muster der Autorinnen. Das Schreiben von Anna Bertha

Königsegg, der sicherlich mutigste offizielle Protest gegen nationalsozialistische Maßnahmen in Salzburg, hätte es wohl verdient, in den Quellenteil aufgenommen zu werden.

Man könnte die kritischen Anmerkungen fortführen, auf einige gravierende Sachfehler aufmerksam machen. Aber Fehler passieren jedem von uns. Man wird mit den Jahren bescheidener. Diese Kritik soll auch nicht als Beckmesserei alter, verunsicherter Männer mißverstanden werden. Mir geht es um die allgemeine Diskussion des Perspektivwechsels. Denn das steht fest: Die Geschlechtergeschichte ist ein enormer Gewinn für die Geschichtsschreibung. Auch dieses Buch ist ein Markstein der Salzburger Zeitgeschichte, mit durchaus eindrucksvollen Zitaten und interessanten Quellenbelegen, ein Markstein, hinter den man nicht mehr zurückgehen kann. Aber es ist erst ein Anfang, mit allen Fehlern und Naivitäten des Anfangs. Eine wissenschaftlich ernst zu nehmende Salzburger Geschlechtergeschichte des 20. Jahrhunderts steht noch aus. Ernst Hanisch

Christian Strasser, Carl Zuckmayer – deutsche Künstler im Salzburger Exil, 1922–1938. Böhlau, Wien und Köln 1996 (= Schriftenreihe des Forschungsinstituts für politisch-historische Studien der Dr.-Wilfried-Haslauer-Bibliothek 5).

„Das Emigrieren muß gelernt sein“ – die Schilderung Leon Askins, die in dramatischer Weise seine Flucht aus Österreich im März 1938 vor Augen führt, wählte Christian Strasser als Beginn seiner Darstellung. Askin, u. a. Verfasser des Regiebuches zu Carl Zuckmayers „Schinderhannes“, steht damit für das Schicksal einer großen Gruppe österreichischer und deutscher Künstler, die das Kulturleben der Zwischenkriegszeit prägten und zu denen als entscheidender Repräsentant auch Carl Zuckmayer gehörte. Eine Reihe der Persönlichkeiten, an die Leon Askin zurückdenkt, als er an diesem 15. März 1938 Österreich verläßt, war in den 20er und 30er Jahren im Umkreis des Schriftstellers zu finden.

Um eben diesen Kreis um Carl Zuckmayer ging es Christian Strasser in seiner Untersuchung in erster Linie. Keine herkömmliche Zuckmayer-Biographie sollte entstehen, vielmehr waren der Dichter und sein österreichisches Domizil der Jahre 1926 bis 1938, die Henndorfer Wiesmühl, Ausgangspunkt für den Versuch, ein gesamtes Umfeld kulturellen und gesellschaftlichen Lebens in Salzburg und im benachbarten oberösterreichischen Raum wiedererstehen zu lassen. In diesem Sinn führt schon der Untertitel augenfällig von der Erwartung einer herkömmlichen Lebensdarstellung weg, weist aber gleichzeitig auch jede Vorstellung vom idyllischen Sommerfrische-Dasein der Kulturschaffenden zurück und bringt den brisanten politischen Hintergrund für den „Henndorfer Kreis“ ins Spiel.

Dieses Grundkonzept hindert den Autor nicht daran, einleitend über Umstände und Ambiente der Zeit Zuckmayers in Henndorf weit hinaus zu gehen. Er beginnt mit einem Rückblick auf die Geschichte des Orts, greift aus bis in die 1780er Jahre, zu den Anfängen der Brauer-Dynastie Moser. Zur Jahrhundertwende erscheint dann der kunstsinnige Caspar Moser als Mittelpunkt eines ersten Henndorfer Kreises von Künstlern und Intellektuellen. Mit der Übernahme des „Bräus“ durch die Salzburger Gastronomenfamilie Mayr, den Brauereibesitzer Carl und den Sänger Richard Mayr, hält die Darstellung in den 1920er Jahren und damit am Beginn der Ära Zuckmayer in Henndorf.

1926 erwarb der Dichter von Carl Mayr die Wiesmühl. Zwischen 1926 und 1933 war sie ihm Sommerfrische, nach der Machtergreifung Hitlers in Deutschland und bis zur Emigration 1938 ständiger Wohnsitz. Die Henndorfer Zeit Zuckmayers ist als die bedeutendste, fruchtbarste innerhalb der Schaffensperiode des Dichters zu bezeichnen. Christian Strasser, das wurde oben bereits betont, geht es jedoch nicht allein um Zuckmayer und sein Werk. Vor allem die gesellschaftliche Rolle des Dichters, seine „Magnetfunktion“ im kulturellen Salzburger Umfeld wird dem Leser vor Augen geführt. Da ist die Rede vom Henndorfer Aufenthalt Franz Theodor Csokors, von Ödön von Horvath, der die Sommer 1936 und 1937 im „Bräu“ verbrachte, von Max Reinhardt und Stefan Zweig. Aber auch weniger bekannte Mitglieder des Freundeskreises sind zu finden: der Regisseur Albrecht Joseph, der Schriftsteller Hans Schiebelhuth und viele andere Schauspieler und Theater- und Literaturschaffende, schließlich im geographisch etwas weiter gefaßten Umkreis etwa die Familien Mendelssohn, Wertheimer und Eugenie Schwarzwald.

Das Schicksal von Verfolgung und Emigration teilte ein Großteil der Künstler und Kulturschaffenden um Zuckmayer mit dem Dichter. Christian Strasser zeigt jedoch in der Folge auf, wie unter dem Eindruck der nationalsozialistischen Machtübernahme in Österreich die Mitglieder des Henn-

dorfer Kreises politisch-weltanschaulich sehr wohl verschiedene Wege gingen. Strasser beschönigt hier ebensowenig, wie er auch vieles an bisher sicherlich kaum thematisierten persönlichen Zwistigkeiten innerhalb des Zuckmayerschen Kreises bewußt herausarbeitet.

Die Detailgenauigkeit in der Darstellung des Publizisten gründet sich vor allem auf die Auswertung sehr umfangreichen Quellenmaterials sowie von Zeitzeugen-Interviews. Diese ergänzen bisherige Veröffentlichungen – u. a. zahlreiche autobiographische Werke – wesentlich in ihrem Informationswert. Damit kommt ein Gesamtbild zustande, das sowohl von der speziellen thematischen Ausrichtung wie von der Dichte der herangezogenen Quellen her neuartig ist. Als sinnvolle Ergänzung zum Studium der Veröffentlichung Christian Strassers erwies sich der Besuch der ebenfalls vom Autor eingerichteten Zuckmayer-Ausstellung in Henndorf.

Barbara Brettenthaler

Schladming. Geschichte und Gegenwart. Hg. v. Günter Cerwinka u. Walter Stipberger. Schladming 1996, 528 S. mit zahlreichen Abb.

Schladming zählt zu jenen Städten knapp außerhalb der Grenzen Salzburgs, deren Geschick mit der Geschichte des Erzstiftes besonders eng verbunden war. Für seine Darstellung konnten die Herausgeber eine Reihe ausgezeichneten Autoren gewinnen, deren Beiträge größtenteils wissenschaftliche Kompetenz mit guter Lesbarkeit vereinen.

Bei Verzicht auf den üblichen naturwissenschaftlichen Vorspann reicht der einleitende Mittelalter-Beitrag von den Anfängen der Besiedlung bis zur Beschreibung der spätmittelalterlichen Stadt. Begrenzter Umfang hinderte wahrscheinlich, deutlicher auf die Rolle der Herren von Goldegg (im Pongau, nicht: Pinzgau, S. 20; richtig lokalisiert S. 524) einzugehen, die von den Erzbischöfen die Burg Stattenegg und die *villa* Schladming zu Lehen trugen (*villa* zu Ende des 13. Jahrhunderts in Fällen wie Schladming mehr als „Dorf“). Trotz Beschränkung wäre ein Ausblick in die Territorialgeschichte zu vertreten gewesen: Unter Salzburgs erwähltem Erzbischof Philipp (1247–1256) schien eine Einbeziehung Schladmings in das Erzstift, unter seinem Nachfolger Konrad IV. (1291–1312) sogar ein Verlust Radstadts an die Steiermark vorstellbar. Erst die im Frieden von Wien 1297 festgeschriebene Mandlinggrenze stabilisierte die Verhältnisse. Während Radstadt Existenz und Ummauerung diesen Kämpfen ausschließlich verdankt, trugen sie bei Schladming zur Errichtung der Stadtmauern und diese zur gewohnheitsmäßigen Bezeichnung als Stadt jedenfalls bei. In einer Urkunde aus dem Archiv der Erzabtei St. Peter wird Schladming 1322 erstmals als Stadt genannt. Wirtschaftlich leistungsfähige Städte können einer förmlichen Stadtrechtsverleihung entbehren, die nur schwierige Stadtgründungen – wie Radstadt – benötigten (die irrtümliche „Stadterhebung“ Schladmings 1322 im Bergbau-Beitrag, S. 42, wäre zu korrigieren). Wenn Schladming außerhalb seiner Mauern auch ein „Altenmarkt“ aufweist, so besteht trotzdem keine Parallele zu Radstadt/Altenmarkt, da die Situation hier von jener im Ennspongau erheblich abweicht.

Das Jahr 1525 markiert für Schladming nicht nur das Ende des Mittelalters, sondern das Ende der gesamten bisherigen Entwicklung. Auf das vorübergehende Desaster der landesfürstlichen Gewalt nach Dietrichsteins Niederlage gegen den Salzburger Bauernführer Michael Gruber bei Schladming folgte die Wiederherstellung der fürstlichen Herrschaft durch die Strafexpedition von Graf Salm, der die Stadt in Flammen aufgehen ließ. Erst 1526 wurde der Wiederaufbau bewilligt, 1530 ein Marktrecht gewährt, während das frühere Stadtrecht versagt blieb (neues Stadtrecht erst 1925).

Der Bergbau-Beitrag, der umfassend über den juristischen, technischen und sozialen Bereich informiert, bringt die erwarteten zahlreichen Salzburg-Bezüge. Das gilt für den Einfluß des richtungweisenden Schladminger Bergbriefs von 1408 auf die Salzburger Montanjudikatur ebenso wie für das wechselseitige Engagement der Gewerken: Schladminger bauten u. a. in Leogang, Salzburger – u. a. Christoph Weitmoser – in Schladming. Mit dem Salzburger teilte der Schladminger Bergbau auch den Höhepunkt um die Mitte des 16. Jahrhunderts, während die folgende Zeit bis zu den Kobalt- und Nickelschürfen des 19. Jahrhunderts an diese Hochkonjunktur nicht mehr anschließen konnte.

Folgen die Beiträge bis hierher einem chronologischen Schema, so kommt der Beitrag „Schladming nach dem Bauernkrieg...“ allzusehr von den Zünften zum „Wirtschaftsleben in jüngster Vergangenheit“. Hier fehlt vieles: die Landwirtschaft, der ältere Handel und Verkehr, bei dem sich Ausseer (wohl auch Halleiner) Salz und Vordernberger Eisen, für das Radstadt ein eigenes Niederleghaus unterhielt, mehr als eine Erwähnung zusammen in nur einem Satz verdient hätten, sowie der richtige Stellenwert für den modernen Verkehr, vom Bahnbau 1875 bis zum Straßenbau der

Nachkriegszeit. Hier vermißt man große Bereiche wie das Sozialwesen ebenso wie Details, u. a. die Auswirkungen der „Staatsgrenze“ zwischen Bayern und Österreich an der Mandling 1810–1816, die von Radstadt so sehr beklagt wurde. Vor allem aber fehlt hier die Gemeindegeschichte des Marktes Schladming ab 1526/30 bis zu den ganz anderen Verhältnissen ab 1849. Wenn auch die Herausgeber eingangs betonen, daß man weiterhin auf den – in diesem Bereich ausführlichen – „alten Hutter“ (1906) zurückgreifen sollte und ausdrücklich ihren „Mut zur Lücke“ bekennen (S. 14 f.), so bestehen hier doch gravierende Defizite. Vor allem erklären beide Argumente keineswegs das vollständige Fehlen der Jahre 1938 bis 1945 in Wort und Bild, was ebenso zu bedauern wie heute (Erscheinungsjahr 1996 !) nur mehr schwer zu verstehen ist.

Umso ausführlicher wird in der Folge in fünf Beiträgen die Religions- und Pfarrgeschichte beider Konfessionen dargestellt. Der Schwerpunkt liegt entschieden bei der Verfolgung der Protestanten zwischen 1599 (Religions-Reformationskommission) und 1781 (Toleranzpatent). Es hätte der *confessio* auf S. 101 nicht bedurft, um zu verdeutlichen, daß hier unbewältigte Vergangenheit lebendig wird. Das überrascht aus Salzburger Sicht auf den ersten Blick, waren die Protestanten um Schladming doch nie von einem Emigrationsdekret wie die Salzburger 1731 betroffen. Im Gegenteil: Salzburger Protestanten suchten hier im 17. und 18. Jahrhundert Zuflucht, wenngleich die Einreise dieser sogenannten „Relegierten“ zunehmend erschwert wurde. Verständlich wird der schwierige Umgang mit dieser Vergangenheit dadurch, daß sich hier am Ort 1781/82 eine evangelische Gemeinde konstituierte, die bald in einen Wettbewerb mit der bisher allein dominanten katholischen Pfarre trat. Das ging bis zur Höhe der Kirchtürme und erstreckte sich bis in die Zwischenkriegszeit. Wunden aus 400 Jahren Unterdrückung und Zwist konnten in 50 Jahren Ökumene erst oberflächlich heilen.

Der Beitrag über Schule und Kultur kann sich beim Schulwesen auf die neueste Zeit beschränken, da Älteres bei den Pfarrgeschichten eingearbeitet wurde. Im kulturellen Leben erreicht vor allem die bildende Kunst eine Vielfalt, die bei einer Kleinstadt überrascht. Der Beitrag „Alpinismus – Fremdenverkehr – Sport“ beschreibt die Pioniere der touristischen Erschließung, unter denen – in der Steiermark! – Erzherzog Johann nicht fehlen darf. Eine Darstellung der sozialen Komponente des Fremdenverkehrs, von der Sommerfrische bis zum Massentourismus, wäre wünschenswert gewesen – vielleicht anstelle der Ergebnislisten aller Schladminger Skirennen seit 1910.

Einfühlsame und detailreiche Beiträge über Volkskultur und Brauchtum sowie zur Bau- und Kunstgeschichte runden den deskriptiven Teil der Chronik ab. Der Kunstgeschichte-Beitrag entwickelt ein umfassendes Bild: Ausgehend von der Siedlung im allgemeinen werden alle wichtigen Gebäude und schließlich ihre Einzelheiten beschrieben. Der neuerliche Höhepunkt an Salzburg-Bezügen ergibt sich vor allem in der sakralen Kunst aus der jahrhundertelangen Zugehörigkeit zur Erzdiözese von selbst.

Auf die Vereinschronik folgt ein „Häuserbuch“ in Form von Besitzerlisten, das sich – sofern möglich – vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart erstreckt und 960 (!) Objekte umfaßt. Geradezu unglaublich ist, daß nicht nur alle Besitzwechsel mit Zitate belegt, sondern noch in ihrer Art spezifiziert wurden (Kauf, Übergabe, Einantwortung...). Welche Leistung hinter diesen tausenden Daten steckt, vermögen nur wenige zu würdigen, jedenfalls hätte dieses Häuserbuch einer Stadt mancher Häuserchronik eines Dorfes (z. B. im Flachgau) als Vorbild dienen können. Anzuerkennen sind auch die abschließenden Graphiken und – bemerkenswert in einer Ortschronik – das Personen- und Ortsregister.

Das Layout ist unkonventionell, meines Erachtens jedoch ansprechend. Das eingangs gegebene Versprechen zahlreicher Abbildungen wird nicht ganz eingelöst. Ihr Format, das sich zum Großteil nicht am Satzspiegel, sondern an den Druckspalten orientiert, mag dort und da genügen, für die Darstellung z. B. von Altären (S. 319, 327, 329) ist es – wie in den meisten anderen Fällen – viel zu klein. Jedenfalls hätte man sich wesentlich mehr ganz- oder sogar doppelseitige Abbildungen gewünscht, wozu sich die Herausgeber nur beim Baualtersplan (S. 322 f.) entschließen konnten. Dieser Einwand wird durch die qualitativ hochwertige Wiedergabe auch der kleinsten Bilder und viel Liebe zum Detail reduziert. Überlegenswert, in jedem Fall aber gewöhnungsbedürftig, ist die spaltenweise Einschaltung der Fußnoten, ihre Berücksichtigung – in Ortschroniken nicht immer selbstverständlich – nimmt man jedoch mit Dankbarkeit zur Kenntnis.

Abgesehen von den angeführten Defiziten ist den Herausgebern eine Vorzeige-Chronik gelungen, die man in vielen Bereichen als Vorbild empfehlen kann.

Fritz Koller

Albin Rohrmoser (Hg.), *Meisterwerke aus dem Salzburger Museum Carolino Augusteum*. Salzburg 1984, 43 Textseiten, 108 Objektnummern mit Erläuterungen.

Aus aktuellem Anlaß gilt es, die Besprechung der 1984 erschienenen „Meisterwerke des SMCA“ nachzuholen, die seinerzeit übersehen wurde. Unter Leitung und Herausgeberschaft des damaligen Direktors Albin Rohrmoser haben sich 16 Mitarbeiter vorwiegend aus dem Stab des Museums zusammengesetzt, um anlässlich der 150. Wiederkehr des Gründungsjahres des Museums durch V. M. Süß eine Auswahl der Hauptschätze des Museums in einem repräsentativen Band erstmals der Öffentlichkeit vorzustellen. Nach programmatischen Geleitworten von Landeshauptmann Wilfried Haslauer und Bürgermeister Josef Reschen, einem Vorwort des Herausgebers und einer kritischen Geschichte des Museums von Karl Ehrenfellner werden die einzelnen Sammlungsgebiete durch die zuständigen Fachkräfte bekannt gemacht: Urgeschichte und Archäologie, Bildende Kunst, Kunstgewerbe und Volkskunde, Musikinstrumente, Waffen, Bibliothek mit Archiv, Münzen und Medaillen sowie die Spielzeug-Sammlung. Anschließend erscheinen die Werke selbst – 108 Objekte an der Zahl –, vorzüglich fotografiert von Erich Tischler und in großformatigen Tafeln wiedergegeben.

Die „Visitenkarte“, die das Carolino Augusteum mit diesem Band abgegeben hat, ist imponierend und straft jene Lügen, die dieses Museum als international bedeutungslos abtun und sogar teilweise auflösen wollen. Was heißt in solchem Zusammenhang schon „international“? Erstens ist es nicht unbedingt Aufgabe eines Landesmuseums, „international“ zu sein, vielmehr hat es in größtmöglicher Fülle und Dichte Geschichte, Kunst und Kultur des eigenen Landes auf wirksamste Weise darzustellen – sicherlich vorteilhaft, wenn man dafür auch Objekte von überregionaler, „internationaler“ Bedeutung zur Verfügung hat. Zweitens ist es nicht Schuld Salzburgs, daß es ein Opfer einer besonders wechselhaften europäischen Kultur geworden ist und dabei wertvollste Kunst- und Kulturschätze als Beutegut in fremde Länder (Bayern, Frankreich, Italien), aber auch nach Wien verschleppt worden sind. Da diese Güter aus dem Ausland kaum mehr rückholbar sind, wäre es eine Tat echter föderalistischer Landespolitik, wenigstens die in Wiener Museumsdepots begrabenen Altsalzbürger Bestände – zumindest als Dauerleihgaben – nach Salzburg zurückzuholen und damit die „Internationalität“ des Carolino Augusteums aufzuwerten, anstatt sie durch Museumsauflösung völlig zu schwächen. Andererseits wird es eine der Aufgaben des Museums Carolino Augusteum sein, im „Soll und Haben“ seiner Bestände auch den Faktor „Verluste der Aura Salzburgs“ mit den Mitteln der modernen Museumstechnik den Museumsbesuchern bewußt zu machen. Im übrigen beweist drittens gerade der Band „Meisterwerke“, daß das Carolino Augusteum sehr wohl über eine ganze Reihe von Werken verfügt, denen überregionale und „internationale“ Bedeutung zuerkannt werden kann. Einzelwerke nun hervorzuheben, hat wenig Sinn. Doch sind es mit Sicherheit mehr als nur zehn, eine Zahl, die von politischer Seite einmal geringschätzig genannt wurde. Vielmehr ist mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß der besondere Wert eines Museums von der Art des Carolino Augusteums gerade darin besteht, die Komplexität der aus den verschiedensten Bereichen geschichtlichen, künstlerischen und kulturellen Lebens stammenden Objekte mit dem gemeinsamen Nenner Salzburg zur Geltung zu bringen. Deshalb ist die gründliche Lektüre und Vertiefung in die „Meisterwerke“ allen jenen empfohlen, die mit der Lösung der Salzburger Museumsfrage befaßt sind, was vor allem für die zuständigen Politiker gilt.

Franz Fuhrmann

Herbert Dorn, *Spurensuche in Salzburg*, hg. vom Salzburger Museum Carolino Augusteum (unter Mitarbeit von E. M. Feldinger, P. Husty und F. Moosleitner). Salzburg 1996. 152 S., 177 Abb. (teilweise farbig).

Möglichkeit und Sinnhaftigkeit einer Spurensuche beruhen darauf, daß alles Sein sich im ewigen Strom des Entstehens und Vergehens, d. h. im ständigen Wechsel befindet, und der wache, unstillbare Menscheng Geist den Drang hat, diesen Veränderungen nachzuspüren und sie aufzudecken. Die Art der Veränderungen reicht reich in unserem Fall vom Ortswechsel über Zwischenstufen bis zur völligen Vernichtung. Von solcher Lust (*historein* heißt ja auch neugierig sein) war offensichtlich auch Dr. med. Herbert Dorn erfüllt, als er sich auf den Weg machte, „verschwundene Bauwerke und vergessene Kunstschätze aus acht Jahrhunderten“ der Stadt Salzburg ans Tageslicht zu ziehen.

Aus der Fülle des „Angebots“ wurden 24 Beispiele herausgegriffen: sechs in der linksseitigen Altstadt, 15 in der rechtsseitigen bzw. der Neustadt, eines in der Vorstadt Mülln und zwei in der Vorstadt Maxglan. Auf diese Weise läßt sich die Odyssee des Fischmarkt- und des Pegasusbrunnens ver-

folgen, der Tausch des Erzengels Michael gegen W. A. Mozart nachvollziehen, und man erhält Aufschluß darüber, wohin in alle Welt die reiche Ausstattung des alten Münsters und anderer Kirchen (St. Andrä) verstreut wurde. Wandern mußten auch das Kaiserin-Elisabeth-Denkmal oder das Portal des ehemaligen Versatzhauses, gewandelt haben sich das Zucht- und Arbeitshaus (*abstine aut sustine* = meide oder leide) zur Stallung prächtiger Braurösser oder das Trompeterschlössl zum Kloster ehrwürdiger Kapuziner. Vieles mußte den Weg alles Irdischen gehen und ist nur mehr mit Hilfe alter Ansichten oder Fotos zur Anschauung zu bringen. Das sind Bauten wie das spätromanische Münster und die alte Andräkirche, das hochfürstliche Versatzhaus, die Schranne, die alte und die neue Türnitz, der Hexenturm, fast alle Stadttore und Bastionen der alten Stadtbefestigung, das hochfürstliche Münzhaus sowie das Grand Hôtel de l'Europe. All dieser Wandel und Untergang wird einem bewußt, wenn man in dem reich bebilderten Buch blättert und die erläuternden Texte liest und solcherart den dauernden Prozeß von Werden und Vergehen nacherlebt. Doch es wird auch Erfreuliches und Hoffnungsvolles vermittelt: das bombenzerstörte Museum Carolino Augusteum konnte in ein neues, wenn auch unzulängliches Gebäude einziehen und geht hoffentlich einer großen Zukunft entgegen, die Stieglbrauerei floriert seit den Tagen des Kolumbus nach wie vor, und der Palast des Toskanatraktes ist wie der Phönix aus der Asche zu alter Pracht wiedererstanden.

Auswahl der Bilder und Text stützen sich auf meist wissenschaftlich bereits erarbeitetes Material. Der Wert des Buches liegt aber in der anschaulichen und verdichteten Vermittlung dieses Materials (Mag. Peter Husty hat daran besonderen Anteil) und der damit verbundenen historischen Bewußtseinsbildung einer größeren Allgemeinheit. Da und dort anzubringende Kritik beschränke ich auf die Bemerkung: die Präposition „gegenüber“ wird hochsprachlich immer noch mit dem Dativ verbunden, es sei denn, der Genetiv sei bereits ein Vorgriff auf die „Neue Rechtschreibung“ (vgl. Abb. 10, 59, neben 105, 110 und 123).

Franz Fuhmann

Friederike Zaisberger und Fritz Hörmann, Salzburgs Schützen und Bürgergarden. Landesverteidigung und Brauchtum. Mit Beiträgen von Harald Dengg, Hermann Hinterstoisser, Tristan Loidl, Hans Paarhammer und Karl Zinnburg†. Herausgeber und Verleger: Landesverband Salzburger Volkskultur und Landesverband der Salzburger Schützen. Salzburg 1996, 504 S., zahlreiche Farb- und Schwarz/Weiß-Abb.

Als wertvolle Ergänzung zur Ausstellung auf Schloß Hohenwerfen und im Brennhof des Marktes Werfen wurde vom Landesverband Salzburger Volkskultur und vom Landesverband der Salzburger Schützen dieser umfangreiche und durch ausgesuchtes Bildmaterial überaus repräsentative Band über die Salzburger Schützen und Bürgergarden vorgelegt. Der interessante Sachkomplex mit seiner vielschichtigen Verbindung zwischen Landesverteidigung und Brauchtum ist von einer Reihe von qualifizierten Fachleuten bearbeitet worden. Tatsächlich hat ja das Schützenwesen im Land Salzburg „eine lange und großartige, ja kostbare Tradition“, wie bereits im Vorwort von Harald Dengg ausgeführt wird. Und weiter programmatisch: „Die historischen Schützengemeinschaften, die Schützenkompanien, die Garden, Prangerschützen und überhaupt alle Festschützenvereine zusammen ruhen auf vier Säulen: auf Geschichte, Heimat, Gemeinschaft und Glaube.“ Das mag dem ausschließlich der Ratio verpflichteten Wissenschaftler oder theoretisierenden Zeitgenossen phrasenhaft erscheinen, das vorliegende Schützenbuch wendet sich jedoch trotz aller gegebenen Wissenschaftlichkeit sicher überwiegend an jene Menschen im Land, die sich mit dem Schützen- und Gardenbrauchtum emotional verbunden fühlen.

Mit dieser offensichtlichen Zielrichtung wird das Salzburger Schützenwesen und Schützenbrauchtum erstmals in einer wirklich umfassenden Darstellung untersucht und der historische Werdegang vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart nachvollzogen. Die Vielfalt der militärischen, ideengeschichtlichen, kultur- und kirchengeschichtlichen Aspekte wird von Friederike Zaisberger mit einem knappen Überblick über die Salzburger Landesgeschichte eingeleitet; eine recht gelungene Darstellung der Salzburger Landfahne, des wichtigsten militärischen Aufgebots des Erzstifts, aus der Feder derselben Autorin schließt sich als Abschluß der historischen Einführung an. Nach der Geschichte der Salzburger Feuerschützen, ebenfalls von Friederike Zaisberger, die sich damit als Hauptträgerin dieses Unternehmens erweist, findet sich der interessante Artikel des Landesschützenkurats Hans Paarhammer über „Schützenbrauchtum und religiöser Kult“. Hermann Hinterstoisser steuerte einen ausführlichen und aufgrund seiner speziellen Fachkenntnisse auch entsprechend gediegenen Beitrag

über frühere und gegenwärtige Adjustierungen bei, deren historische Wurzeln oft überraschen. Mit Medaillen, Orden und Ehrenzeichen befassen sich die Arbeiten von *Friederike Zaisberger* und *Tristan Loidl*, wobei sich letzterer in diesem speziellen Bereich wieder einmal als Amateur im besten Sinn des Wortes ausgewiesen hat. Von *Friederike Zaisberger* stammen übrigens auch noch weitere Beiträge wie über die historischen Salzburger Schützenfahnen, über die Schützenordnungen, eine Übersicht über die Feuerschützen, gegliedert nach den ehemaligen Pfliegerichten, sowie Kurzbiographien aus der Zeit der Franzosenkriege, in der das Schützenwesen wohl seinen Kulminationspunkt erreicht hat, nicht nur in Verbindung mit der Person Joseph Strubers, des Wirts von Stegenwald. Vom verstorbenen *Karl Zinnburg* ist die Arbeit über die Prangerstutzenschützen im Salzburger Brauchtum aufgenommen worden; Landesobmann *Harald Dengg* beschließt den ersten Teil des Buches mit einer Darstellung des Landesverbandes Salzburger Schützen, die verständlicherweise die Leistungen der Organisation auch im Bild dokumentieren muß.

Den umfangreichen zweiten Teil des Buches nimmt *Franz Hörmanns* Arbeit über Salzburger Schützen und Bürgergarden ein, wobei es sich um eine Bestandsaufnahme handelt, die sehr übersichtlich nach den einzelnen Gauen des Landes und der Stadt Salzburg gegliedert ist. Für jede einzelne Abteilung wird ein historischer Überblick sowie eine knappe Übersicht über Gründung bzw. Wiedergründung, den heutigen Personalstand, über Ausrüstung, Gerät und Bekleidung, über verliehene Fahnen und Bänder geboten. Nur ein Kritiker könnte übelwollend anmerken, daß in diesem Zusammenhang in Wort und Bild natürlich auch persönlicher Selbstdarstellung Raum geboten wird; auch das ist Teil einer derartigen Dokumentation. Abgeschlossen wird das informative, hervorragend gearbeitete und vor allem durch sein herrliches Bildmaterial bestehende Werk durch ein überaus nützliches Glossar und ein nicht weniger unentbehrliches Literaturverzeichnis, beides von *Hermann Hinterstoisser* sehr verdienstvoll gearbeitet, sowie durch ein Ortsnamen-Register und einen Bildnachweis.

Ein wirklich schönes und wichtiges Buch nicht nur zur wissenschaftlichen Information, sondern auch zum Anschauen und für viele zum Sich-selber-Finden, was nicht zuletzt auch Aufgabe derartiger landesgeschichtlicher Literatur sein sollte. Möge das von Zaisberger und Hörmann verantwortete Buch über die Salzburger Schützen und Bürgergarden weite Verbreitung finden und auch zum Nachdenken anregen über Traditionen und Werte, wie sie in diesen Vereinigungen zum Ausdruck kommen und wie sie im Vorwort umrissen werden mit den Worten: „Wenn wir Brauch und Sitte pflegen, so verbinden wir damit ein Bekenntnis zu unserer Heimat und ihrer wechselvollen Geschichte, zur religiösen Glaubenskraft der Menschen dieses Landes und zur guten Tradition unverzichtbarer Werte und Tugenden wie Kameradschaft, Tapferkeit, Einsatz für das Gemeinwohl und Nächstenliebe. Wenn wir Brauch und Sitte pflegen, so bauen wir gleichzeitig einen wichtigen Schutzdamm gegen alle modische Gleichmacherei, gegen die Individualisierung und Egozentrik, gegen die Geschichtvergessenheit und gegen die Abnabelung des Menschen von seinem Schöpfer und Erlöser.“

Daß man sich damit nicht nur Freunde schafft, wissen Schützen und Bürgergarden aber ebenso wie andere Traditionsvereine!
Reinhard R. Heinisch

Tiroler Heimat. Jahrbuch für Geschichte und Volkskunde, 60. Band, Innsbruck 1996, 310 S.

Der 60. Band des Jahrbuchs umfaßt sechs Aufsätze, drei Miscellen, einen Literaturbesprechungs- und einen Anhang mit Begleittexten zum Tirol-Atlas. Die ersten beiden Aufsätze sind der Siedlungsentwicklung im Tiroler Raum gewidmet:

Rainer Loose, Siedlungsgeschichte des südlichen Alpenraumes (Südtirol, Trentino, Bellunese) seit der Karolingerzeit (S. 5–86). Der Beitrag war ursprünglich für ein „Handbuch zur Siedlungsgeschichte Mitteleuropas“ vorgesehen; da dieses Projekt 1993 endgültig gescheitert ist, wurde das Manuskript für die „Tiroler Heimat“ umgearbeitet. Ausgehend vom Forschungsstand und den Quellen zur Siedlungsgeschichte versucht der Autor vom Frühmittelalter an die wichtigsten Aspekte der Siedlungsentwicklung in diesem Grenzgebiet von romanisch- und deutschsprachiger Bevölkerung darzustellen; die Arbeit endet mit einem kurzen Abriss der umwälzenden Entwicklung seit 1945.

Georg Jäger, Siedlungsausbau und soziale Differenzierung der ländlichen Bevölkerung in Nordtirol während der frühen Neuzeit (S. 87–127). Der Autor, der bereits durch seine Dissertation auf dem Gebiet der Siedlungsgeschichte bewandert ist, zeigt in diesem Aufsatz – erläutert mit einigen anschaulichen Karten und statistischen Tabellen – die Siedlungsverdichtung durch Nachsiedler

(Seldner, Söllhäusler, Sölleute, Keuschler) in Nordtirol seit dem Spätmittelalter; als Grundlage dienen ihm Urbarregister, Güter-, Untertanen- und Steuerbeschreibungen sowie umfangreiche Katasterunterlagen.

Peter Styra, *Das Ende der kaiserlich Thurn und Taxisschen Reichspost und das Rentamt Meran als Entschädigung der Fürsten von Thurn und Taxis* (S. 129–141). Der Verfasser dieses Beitrags beschreibt den von ihm geordneten Bestand „Rentamt Meran“ im Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv in Regensburg und legt dessen Geschichte dar; das Rentamt Meran diene nämlich seit 1812 als eines der Entschädigungsobjekte für den Verlust der Postrechte der Fürsten Thurn und Taxis an die bayerische Krone. Zum Abschluß wird noch ein kurzer informativer Überblick über die Zusammensetzung dieses in Regensburg nicht zu erwartenden Archivbestandes, der bis in das Spätmittelalter zurückreicht, gegeben.

Helmut Alexander, „Nun werden unsere Glocken in der ganzen Welt gehört“. *Heimafilm und Fremdenverkehr im Virgental* (S. 143–157). Der Autor schildert die Auswirkungen der im Dorf Virgen in Osttirol gedrehten fünf Heimatfilme; bei den Aufnahmen für einen der ersten deutschsprachigen Originaltonfilme im Jahr 1929 wurde das abgeschiedene Bergdorf Virgen völlig überrasschend mit dem großstädtischen Filmmilieu konfrontiert; dieser einmalige Vorgang hatte zur Folge, daß im Dorf selbst kurze Zeit später ein eigener Verkehrsverein entstand und seither aktiv Fremdenverkehrswerbung betrieben wurde.

Martin Achrainner, *In Tirol überlebt. Vier jüdische „U-Boote“ in Tirol 1943–1945* (S. 159–184). Der Autor zeigt in diesem eindringlichen Beitrag, wie es vier Berliner Juden gelang, über Bekanntschaften aus der Sommerfrische in Tirol die Schreckensjahre der NS-Herrschaft im Untergrund zu überstehen und welchen Schwierigkeiten und Gefahren sowohl die Untergetauchten als auch deren Helfer ausgesetzt waren.

Fridolin Dörner, *Karten zur Geschichte Tirols (Fortsetzung)* (S. 185–209). In diesem dritten Teil über die Landkarten zur Geschichte Tirols (die ersten beiden Teile sind in der „Tiroler Heimat“ 57 [1993], S. 305–311, und 58 [1994], S. 217–241, erschienen) behandelt der Autor als langjähriger Kenner der Geschichte Tirols die gedruckten kirchengeschichtlichen Kartenwerke, deren erstes 1933 erschienen ist, und überprüft deren kirchenhistorische Informationen und deren Aussagewert.

Die drei kleinen Beiträge beginnen zunächst mit einer sehr interessanten baugeschichtlichen und dendrochronologischen Untersuchung über *Die Vigilskirche in Obsaurs (Schönwies)* von Walter Hauser und Karl Nicolussi (S. 211–220) und werden mit dem Abdruck eines Vortrags von Wilfried Schabus über *Kontaktlinguistische Aspekte bei Tiroler Siedlergruppen in Pozuzo (Peru), Santa Leopoldina (Brasilien ES) und Dreizehnlinden (Brasilien SC)* (S. 221–227) fortgesetzt; den Schluß der Mizellen bildet ein Beitrag von Guntram A. Plangg über *Familiennamen in Westtirol* (S. 230–240).

Nach den Literaturbesprechungen (S. 241–265) folgt noch ein Beitrag von Hans Gschmitzer über *Tiroler Hofformen und Hauslandschaften. Ein Beitrag zur Tiroler Hausforschung* (S. 267–298) aus der Reihe „Begleittexte zum Tiroler Atlas“. Im ersten Teil gibt der Autor einen kompakten Überblick über die Tiroler Hausforschung sowie über die Entwicklung der Tiroler Hof- und Hauslandschaften bis in die heutige Zeit. Der zweite Teil bietet Erläuterungen zu den sechs Kartenblättern des Tiroler Atlas über die Haus- und Hofformen Tirols.

Der gesamte Band 60 der Tiroler Heimat ist sehr ansprechend gestaltet und bietet nicht nur für Tiroler vielfältige historisch und volkskundlich interessante Beiträge, da die einzelnen Artikel durchwegs auch gelungen in die überregionalen Zusammenhänge eingebettet sind. Hubert Schopf

Manfred Zollinger, *Bibliographie der Spielbücher des 15. bis 18. Jahrhunderts. Erster Band: 1473–1700* (= Hiersemanns bibliographische Handbücher, Bd. 12). Stuttgart 1996, Verlag Anton Hiersemann, 471 S.

Das erst seit sechs Jahren an der Salzburger Hochschule Mozarteum etablierte, von Professor Günther G. Bauer initiierte und geleitete Institut für Spielforschung und Spielpädagogik hat bereits vielfältige Aktivitäten in einem Forschungsgebiet entwickelt, das bis vor nicht allzu langer Zeit von seiten der Wissenschaft noch als anekdotenhaft großteils belächelt wurde. Internationale interdisziplinäre wissenschaftliche Tagungen, eine täglich anwachsende Sammlung von historischen Spielen, Stichen und Büchern sowie eine Reihe von kleineren Ausstellungen haben ebenso wie die alljährlich

herausgegebenen Bände des „Homo ludens“ (dazu auch Rezensionen in den MGSL) maßgeblich dazu beigetragen, dem Forschungsobjekt den pseudowissenschaftlichen Nimbus weitgehend zu nehmen und es insofern aufzuwerten, als teilweise auch neue Ansätze der Mentalitäts- und Alltagsgeschichte sowie selbst der historischen Anthropologie, zunehmend Berücksichtigung bei der Erforschung der Spielkultur in ihren vielfältigen Erscheinungsformen finden. Das Institut für Spielforschung und Spielpädagogik hat sich mit diesen Aktivitäten innerhalb von wenigen Jahren einen Namen gemacht, der auch von dem nunmehr vorliegenden ersten Teilergebnis eines langfristig angelegten Forschungsvorhabens einiges erwarten ließ. Vorweg sei gesagt: Die Erwartungen wurden mehr als erfüllt.

Nun basieren unsere Kenntnisse von den Spielen und den Spielern im wesentlichen auf „Indizienwissen“, wie Zollinger nach Ginzburg im ersten Satz der Einleitung des hier vorzustellenden Bandes richtig bemerkt. Die Spielkultur wird von einem System von Gesten, Zeichen und Symbolen konstituiert und vor allem mündlich sowie durch Anschauung tradiert. Wenig nur wurde aufgeschrieben, wenig nur gedruckt, wiewohl die Überlieferung in der Frühen Neuzeit im Zunehmen begriffen war. Doch auch das Wenige ist bisher kaum erschlossen und in leicht zugänglicher Form überschaubar. Eines der größten Desiderate der Spielforschung beseitigt nunmehr diese Bibliographie, die aus einer mehrere Jahre dauernden Reise- und Forschungstätigkeit erwachsen ist: Aus den Beständen der bedeutendsten Bibliotheken, Museen und Sammlungen West- und Mitteleuropas – das Verzeichnis weist nicht weniger als 147 Standorte von Amiens bis Zwickau aus (darunter auch zwei Salzburger Bibliotheken) – hat Manfred Zollinger in eindrucksvoller Weise die von den ersten Wiegendruckten bis zum Jahr 1700 erschienen praktischen wie theoretischen Spiel(anleitungs)bücher aller Art gesammelt, beschrieben und thematisch so aufbereitet, daß dieser Band zukünftig nicht nur den Historikern ein unerlässliches Standardwerk für eine ernsthafte Beschäftigung mit dem Thema „Spiel“ sein kann, sondern auch Sammlern, Archivaren, Antiquitätenhändlern etc. wertvollste Informationen bietet wird.

Der schwierigen Aufgabe einer Eingrenzung bzw. Definition des Gegenstandes „Spiel“, die grundlegend für eine solche Sammlung sein muß, um ihr die Aura des Willkürlichen zu nehmen, hat sich der Autor sehr wohl gestellt. Aufgenommen wurden alle Arten von Spielanleitungen (Regelbücher, Lernspielbücher, Konversationsspiele, Los- und Orakelspiele etc.), Traktate aus den unterschiedlichsten wissenschaftlichen Richtungen und Lagern, aber auch Texte aus Lyrik, Drama sowie Prosa und anderes mehr. Der Begriff „Spiel“ ist relativ weit gefaßt, wird jedoch insofern eingegrenzt, daß zwar Ball-, Kugel-, Los- und Orakelspiele, ja selbst Anleitungen für Zauberkunststücke Berücksichtigung finden, nicht jedoch etwa Texte zu Festen, Turnieren und vor allem zum Sport im modernen Wortsinne. Die in drei Sprachen (Deutsch, Englisch und Französisch) abgefaßte Einleitung bietet zudem wesentliche Informationen zum historischen Rahmen, vor allem jedoch zu den unterschiedlichen Textsorten.

Die Bibliographie gliedert sich in folgende, jeweils chronologisch geordnete Teile:

I. Praktische Texte

A. Spielanleitungen

Allgemeine Spiele

Wissenschaftliche Spielereien – Kunststücke – Zauberspiele

Konversationsspiele

B. Texte/Spiele

Los- und Orakelbücher

Lernspiele

II. Theoretische Texte

A. Traktate

B. Mathematische Untersuchungen

III. Lyrik – Drama – Prosa

IV. Musik

V. Ikonographie

Beindruckend ist am vorliegenden Band die Fülle an Nennungen (956 Titel in den Sprachen Deutsch, Englisch, Französisch, Spanisch, Italienisch, Niederländisch und Latein). Als herausragende Qualitäten fallen nicht nur die Nennungen der Standorte (dankenswerterweise mit Bibliothekssignaturen, was die Benützung wesentlich erleichtert), die Kurzkommentare zu Inhalt und/oder Besonderheiten bei den allermeisten bibliographierten Bänden – eine Tatsache, die nicht zuletzt davon

Zeugnis gibt, daß mit ganz wenigen Ausnahmen von örtlich nicht bestimmbareren Raritäten diese auch tatsächlich eingesehen („autopsiert“, wie die Sprachschöpfung Zollingers lautet) wurden –, sondern auch die Hinweise auf die verschiedenen Ausgaben und Auflagen und vor allem auf ergänzende und weiterführende Quellen sowie Literatur. Der praktischen Handhabung dienen drei Register (1. Autoren/Herausgeber/Übersetzer, 2. Drucker/Verleger/Buchhändler, 3. Spiele).

Der Verlag Hiersemann, dem die Herausgabe dieser Bibliographie (auf altersbeständigem Papier!) zu danken ist, hat den Band in einem eleganten Garamond-Satz übersichtlich und, was die räumliche Aufteilung und die Abbildungen (Frontispize und Titelpuffer) betrifft, großzügig gestaltet. Erfreulicherweise bereits angekündigt sind zwei weitere Bände, die das 18. Jahrhundert – hier wird die Quellenbasis um ein Vielfaches breiter – sowie Ergänzungen zum ersten Band enthalten werden. Daß der Stuttgarter Verlag nicht zu den billigsten Anbietern auf dem deutschen Buchmarkt zählt, ist bekannt, der Preis von 440 DM wird wohl ein Garant dafür sein, daß sich den Band neben Rezensenten und Bibliotheken nur am Thema wirklich heiß Interessierte zulegen werden.

Gerhard Ammerer

Bayerisches Hauptstaatsarchiv, hg. von der *Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns* (= *Kurzführer der Staatlichen Archive Bayerns, Neue Folge*) (München 1996). 48 S.

Das Bayerische Hauptstaatsarchiv wurde per Verordnung vom 16. Juli 1921 durch den organisatorischen Zusammenschluß der bis dahin in München bestehenden drei Zentralarchive, des Allgemeinen Reichsarchivs, des Geheimen Staatsarchivs, des Geheimen Hausarchivs sowie des damaligen Kreisarchivs München (heute Staatsarchiv München) gegründet. Die Hauptaufgabe dieses Archivs besteht in der Archivierung des Archivguts der staatlichen Stellen, die für das gesamte Staatsgebiet zuständig sind. Ende Dezember 1995 umfaßten die Bestände rund 3,1 Millionen Archivalieneinheiten im Umfang von 40.000 laufenden Metern.

Nach einem knappen Bericht zur Geschichte, Organisation und Bestandsstruktur bietet der Kurzführer Informationen zur Benützung und zu den vorhandenen Hilfsmitteln (z. B. Repertorien, Freihandbibliothek etc.).

Für die in Salzburg tätigen Forscher sind dabei vor allem folgende Bestände von größerem Interesse: *Kurbayerns Geheimen Landesarchiv* (15.–Anfang 19. Jh.; Inhalt sind u. a. die Beziehungen zu den Nachbarstaaten, beispielsweise Salzburg); *Bistum Chiemsee* (Urkunden, Amtsbücher und Akten); *Hochstift und Domkapitel Salzburg* (Urkunden, Amtsbücher und Akten der Oberbehörden des Erzstifts: Hofkammer-Akten über die heute in Bayern gelegenen ehemals salzburgischen Gerichte Laufen, Mühlendorf, Staufeneck, Teisendorf, Tittmoning und Waging; Hofrat, Konsistorium, Lehenpropstei etc.; Amtsbücher und Akten der Oberbehörden des Kurfürstentums Salzburg [1803–1805], Generallandesadministration Salzburg [1809–1810]; Salzburger Mandatensammlung, Domkapitel Salzburg; Akten der Pfliegerichte [Laufen, Mühlendorf, Staufeneck, Teisendorf, Tittmoning, Waging] etc.); *Fürstpropstei Berchtesgaden*.

Der Kurzführer schließt mit Literaturhinweisen zur Geschichte, Bestandsstruktur sowie Organisation und kann um 3 DM beim Bayerischen Hauptstaatsarchiv in München angefordert werden.

Alfred Stefan Weiß

Staatsarchiv München, hg. von der *Generaldirektion der Staatlichen Archive Bayerns* (= *Kurzführer der Staatlichen Archive Bayerns, Neue Folge*) (München 1997). 24 S.

Das Staatsarchiv München, welches erst 1971 aus dem Verband des Bayerischen Hauptstaatsarchivs herausgelöst wurde, ist die für alle Fragen des Archivwesens im Regierungsbezirk Oberbayern zuständige staatliche Fachbehörde. Als historischer Sprengel sind ihm aber auch die zwischen 1805 und 1816 vorübergehend bayerischen Gebiete Tirols und Salzburgs zugewiesen. Die Bestände des Staatsarchivs umfaßten am Ende des Jahres 1996 über 11 Millionen Archivalieneinheiten im Umfang von fast 30.000 laufenden Metern.

Im Anschluß an den geschichtlichen Überblick zum Werden des Archivs informiert der Führer über die Altbestände und die Bestände des 19. und 20. Jahrhunderts. Besondere Erwähnung sollen hier die Akten der kurzfristig bayerischen Gebiete der Napoleonischen Zeit finden (bekannterweise

gehörte ja das Land Salzburg mit dem Sitz des Generalkreiskommissariats in der Stadt Salzburg von 1810 bis 1816 zu Bayern, worüber die Arbeit von Stefan Miedaner in MGSL 125, 1985, S. 9 ff., sehr ausführlich informiert).

Dieser Kurzführer kann ebenfalls beim Bayerischen Hauptstaatsarchiv zum Preis von 2 DM erworben werden.

Beide Broschüren ermöglichen einen sehr raschen, aber dennoch ausreichenden Überblick über die Bestände der genannten Archive und sollten daher in der Bibliothek eines Salzburg-Experten nicht fehlen.

Alfred Stefan Weiß

Idylle oder Aufbruch? Das Dorf im bürgerlichen 19. Jahrhundert. Ein europäischer Vergleich. Hg. v. Wolfgang Jacobeit, Josef Mooser u. Bo Strath. Berlin, Akademie-Verlag, 1990.

Späte Überlegungen unter Einbeziehungen landesgeschichtlicher Salzburger Problemlagen-

Das Buch ist nicht ganz korrekt etikettiert, da es vorwiegend von ländlicher Gesellschaft und von Bauern, aber kaum vom Dorf als einer speziellen wirtschaftlich-kulturellen Vergesellschaftungsform handelt. Im Mittelpunkt steht die Frage nach der ökonomischen und kulturellen Wandlungsfähigkeit des agrarischen Landes im Zeitalter von Industrialisierung und Modernisierung. Während einer allzu linearen Geschichtssicht die Bauern als die rückständigen Verlierer der Modernisierung galten, ist die jüngere Forschung darum bemüht, ihren Platz im Modernisierungsprozeß zu bestimmen, und zwar nicht nur als Faktor der Volkswirtschaft, sondern zugleich als Teil der „bürgerlichen Gesellschaft“ des 19. Jahrhunderts. Angesichts der normgebenden Vorbildfunktion bürgerlich-städtischer Kulturmuster ist es legitim, diese Modernisierungsfähigkeit der Bauern unter dem Begriff der „Verbürgerlichkeit“ zu studieren, und zu fragen, ob und in welcher Intensität, allenfalls in welchen Sonderformen der kulturelle und mentale Habitus von Bürgerlichkeit die Bauern erreichte. Diese Frage betrifft in erster Linie das wirtschaftliche Verhalten, die Übernahme moderner kapitalistischer Formen rationalen, planerischen unternehmerischen Handelns, die Innovationsbereitschaft in bezug auf Produktpalette, Bewirtschaftung, Rechnungsführung und Marktorientierung, die Bereitschaft zum Einstieg in agrarische Industrien. Der vorliegende Sammelband präsentiert mehrere Beispiele eines solchen bäuerlichen Modernisierungswillens. Besonders beeindruckend ist die „ökonomische Anpassungsfähigkeit“ jener sächsischen Bauern, die seit den ausgehenden 1830er Jahren in die Zuckerbranche einstiegen und die selbst Zuckerfabriken („Bauernfabriken“) auf Vereinsbasis errichteten sowie in einem nächsten Schritt auch weitere Nahrungsmittelzweige, wie Malzfabrikation, Spiritus- und Stärkeproduktion, betrieben. Es sind übrigens nicht nur große Bauern, sondern auch „Halbspänner“ und „Kossäten“ (Kleinlandwirte), welche an dieser prosperierenden Wirtschaft als Vereinsmitglieder mitmachen, und vereinzelt sogar durch Innovationsbereitschaft und Risikofreudigkeit, also durch genuin „bürgerliche“ Tugenden, wirtschaftliche Führungspositionen übernehmen. Die Zuckerrübe gilt als die Nutzpflanze mit der höchsten Intensitätsstufe im Ackerbau, doch sie gedeiht nur bei adäquaten Bodenbedingungen und in klimatischen Gunstlagen. Sonst bildete in Deutschland die Kartoffel die Grundlage der Intensitätssteigerung, zumeist auf Kosten des Getreidelandes; ein Trend, der am Beispiel der Magdeburger Börde und des Landes Anhalt demonstriert wird. Größere Wirtschaftlichkeit wurde in diesen Fällen außerdem durch den Einsatz von Drill- und Hackmaschinen erreicht. Die Spezialisierung auf Zuckerrübe könnte aus Niederösterreich, Südmähren und Nordböhmen nachgetragen werden, obwohl dort die Bauern nur die Frucht produzierten, während die Zuckerindustrie zumeist in Händen bürgerlicher und adeliger Unternehmer war. Was die Erdäpfel anbelangt, so bildeten sie im Waldviertel bekanntlich zwar die Überlebensbasis einer agrarischen Selbstversorgungswirtschaft, keinesfalls aber eine bedeutsame Handelsfrucht. Auch der vorliegende Sammelband erwähnt dieses Nebeneinander von innovationsfreudigen und traditionsorientierten Agrarlandschaften, so daß der Prozeß der agrarischen Modernisierung überlieferte regionale Unterschiede nicht beseitigte, sondern noch vertiefte. Daß nicht alleine Bodengüte oder Besitzverhältnisse, sondern auch die Absatzchancen, die Nähe eines Verbraucherzentrums wie Berlin, Eisenbahn und Straßen, die Marktorientierung erleichterten, liegt auf der Hand (Beitrag Harnisch, S. 29).

Insgesamt war also „das Land“ im Aufbruch, wenn auch in unterschiedlicher regionaler Intensität. Was die Tiefenwirkung dieser wirtschaftlichen Modernisierung betrifft, so zeigt sich, daß vielfach tradiertes bäuerliches Verhalten mit der ökonomischen Innovationsfreudigkeit Hand in Hand ging. Der Weg zum marktorientierten „Farmer“ wurde etwa durch die Beibehaltung der Selbstversorgung mit den Grundnahrungsmitteln (*Achilles*, S. 51) oder durch ökonomisch unnötige Grundkäufe

erschwert. Alle Beiträge stimmen darin überein, daß bäuerliche Traditionen – beispielsweise das „Denken in Generationen“ – die Durchsetzung des reinen Nutzdenkens verhinderten, und zwar auch dort, wo es aus topographisch-klimatischen Gründen denkbar gewesen wäre. Wollte man diesen Denkansatz auf die – vom Sammelband ganz vernachlässigten – alpinen Regionen übertragen, so wäre in erster Linie auf das lange Überleben der Selbstversorgerwirtschaft hinzuweisen, die neben der dominierenden Viehwirtschaft bis weit ins 20. Jahrhundert die Getreideproduktion beibehielt. Hier erfolgte die Umwidmung der ganzen Kulturlfläche in Grasland erst nach dem Zweiten Weltkrieg, und zwar parallel mit der Umstellung auf die singuläre Milchproduktion und auf der Basis reiner Familien- statt Gesindewirtschaft. Viele Faktoren bildeten also hier die Voraussetzung der Modernisierung, nicht zuletzt der Fremdenverkehr, der eine lebensnotwendige zusätzliche Erwerbsquelle schafft. So gesehen könnte man wohl auch vermuten, daß erst kräftige Impulse – in den Alpenländern etwa der Verlust der Arbeitskräfte und die Verkehrsrevolution – die agrarische Modernisierung erzwingen. Das alpine Beispiele zeigt außerdem, daß der im vorliegenden Sammelband für das 19. Jahrhundert untersuchte Prozeß der Modernisierung erst weit in unserem zu Ende gehenden Jahrhundert seinen Abschluß fand. Insofern bietet er gewissermaßen eine Zwischenbilanz.

Die Modernisierung der agrarischen Verhältnisse wird im vorliegenden Band in zweiter Linie als kulturelle Transformation, durch Übernahme bürgerlicher Lebensstile, Kulturformen und Haltungen definiert. Auch dafür werden schöne Beispiele präsentiert, die sich kaum zufällig mit ökonomischer Modernisierungsfähigkeit koppeln. Davon zeugen etwa die „Zuckerrübenpaläste“, das sind die protzigen Anwesen der reich gewordenen Bauern der Magdeburger Börde, die oft eine Kapitalanlage von 100.000 Goldmark und mehr präsentierten (Müller, S. 46), der aufwendige Lebensstil mit bürgerlicher Küche sowie die Ausbildung der Kinder an städtischen Schulen. Vereinzelt wird förmlich eine architektonische Verstädterung der Dörfer mit Gehsteigen berichtet. Doch auch im kulturellen Bereich lassen sich Elemente der Beharrung und Traditionen feststellen, indem etwa die aufwendigen Häuser mehr den adeligen Gutshäusern als der städtischen Villa glichen und der Lebensstil mit Kutsche und Jagd gleichfalls dem Adel abgeschaugt war, so daß der Autor von „Verjunkering“ bäuerlicher Oberschichten spricht (Müller, S. 46). Nur einzelne kulturelle Versatzstücke, wie etwa Teestunde oder Italienaufenthalt, folgten linear bürgerlichen Vorbildern. – Oft läßt sich allerdings der Modernisierungswille nur an „feinen Zeichen“ ablesen. Mit einer solchen Spurensuche ist der Historiker vor allem in „rückständigen“ Zonen, wie in den Alpenländern, konfrontiert. Dort bilden seine Informationsquellen oft ein genaues Studium der Bauweise (die Verzierung mit Schlackensteinen), der Kleidung (die Verdrängung von Loden und Leder), der Ernährung (die Einbürgerung des Kaffees in den 1860er Jahren), der Vereinsstatuten (die Ersetzung von Pflichtmitgliedschaft durch freiwillige Mitgliedschaft in den marktischen Feuerwehren).

Als bürgerliche städtische Innovation gilt zurecht das Vereinswesen auf der Basis von Freiwilligkeit und Gleichheit des Zugangs, der demokratischen inneren Struktur und der Auffächerung nach speziellen Interessen und Bedürfnissen einer sich differenzierenden Gesellschaft. Nur langsam erreichte der Vereinsgedanke das agrarische Land. Überall in Deutschland und Österreich bildeten Agrarvereine die erste Schichte ländlicher Vereinskultur, seit der Jahrhundertmitte gefolgt von den Krieger- und Veteranenvereinen. Die ersten Veteranenvereine finden wir in den Städten, sodann in den ländlichen Zentralorten und erst zuletzt im Dorf. Diese stufenweise Diffusion wird am Beispiel Schleswig-Holsteins erörtert. Sie gilt übrigens auch für das speziell untersuchte Salzburger Beispiel. Funktion der Veteranen war die Integration des Landvolks in Staat und Nation. Die reichsdeutschen Kriegervereine verherrlichten die mit Waffengewalt erwirkte Reichseinheit, die altösterreichischen hingegen die Loyalität aller Nationen an die habsburgische Dynastie, also einen vormodernen Patriotismus. Die rasche Rezeption der Veteranenbewegung steht sicher mit der Durchsetzung der allgemeinen Wehrpflicht im Zusammenhang. Ihre kulturelle Innovationsleistung besteht in der Durchdringung ländlicher Festkultur mit Gemeinschaftskulten, die sich auf die „imaginierten“ Großgemeinschaften von Staat und Volk bezogen. Die Marschmusik wurde zum kulturellen Zeichen dieses Integrationswillens. Der Salzburger Landeskundler Zillner hat schon zeitgenössisch die Einbürgerung der Blasmusik als eine Folge der allgemeinen Wehrpflicht und der Kriege von 1848, 1859 und 1866 bezeichnet. Angesichts dieses „militärischen“ staatlichen Ursprungs kann man die Veteranenbewegung und ihre kulturellen Einspeisungen kaum vorbehaltlos als „bürgerliche“ Einrichtungen bezeichnen. Eher können die – im Sammelband allerdings nicht behandelten – Feuerwehren als ein Ableger bürgerlicher Vereinsgesinnung gelten. Doch insgesamt wäre nachzuprüfen, ob das ländliche Vereinswesen tatsächlich eine neue interessegeleitete Strukturierung der ländlichen Gesellschaft be-

wirkte oder nicht vielleicht häufig lediglich die alten Eliten und Hierarchien unter neuen Bezeichnungen, eben zu speziellen Zwecken formierte.

Besondere Aufmerksamkeit widmet der Sammelband den Vermittlungsinstanzen zwischen moderner bürgerlicher Kultur und Bauern. Dabei kommen vor allem Lehrer, vereinzelt auch Beamte, Advokaten und in geringerem Maße, wegen ihrer sozial segmentierten Lage, auch Landjuden als Agenten der Moderne zur Sprache. Zu ergänzen wäre wohl die katholische Geistlichkeit, die anfangs als Sprachrohr einer aufgeklärten Obrigkeit und später als Vermittler einer modernen Frömmigkeitspflege, eine konservative, vorsichtige Moderne propagierte: etwa die „heilige (Klein-)Familie“, oder den hl. Joseph als Schutzpatron der Arbeiter, somit genuin bürgerliche Leitbilder unterstützte. Zu recht betont *Harnisch* sodann die große Bedeutung der wirtschaftlichen und sozialen Kontakte von ländlicher Oberschicht und städtischer Mittelschicht für die Diffusion moderner bürgerlicher Normen, ein Punkt, der allerdings in den weiteren Beiträgen wieder vernachlässigt wird. Aus Salzburger Sicht wäre hier wohl jenes Zwischenmilieu der Wirte, Krämer, Postmeister, Wundärzte usw. zu nennen, welches traditionell den Kontakt zwischen Stadt und Land herstellte und oft direkt von dieser Vermittlungsfunktion lebte. *Robert Hoffmann* hat am Beispiel einer Wirtedynastie den eigentümlichen Charakter dieser sozialen Gruppe zwischen Land und Stadt nachgezeichnet. Außerdem wird die besondere Situation der ostmitteleuropäischen Ackerbürgerstädte und -märkte zu ergänzen, welche überhaupt einer eindeutigen Zuordnung, ob bäuerlich oder bürgerlich, widerstreben. Viele solche stark bäuerlich geprägten Zentralorte finden sich in Niederösterreich. Ein wieder anderes Modell der bäuerlich-bürgerlichen Annäherung bietet bekanntlich Seekirchen, wo seit 1880 Austragbauern der Landgemeinde ihre noblen Villen in der Marktgemeinde bezogen. Dort entstand ein ganz spezielles Übergangsverhältnis, welches das von der Kulturgeographie für das 20. Jahrhundert diskutierte Stadt-Land-Kontinuum vorwegnahm.

Insgesamt ist die „Transformation ländlicher Gesellschaften“ (Einleitung, S. 20) im Zeitalter der Modernisierung nicht eine unvollendete Kopie von Bürgerlichkeit, sondern eher eine Form der Akkulturation bürgerlich-städtischer Muster im ländlich-agrarischen Bereich. Diese kulturelle Interferenz läßt sich unter dem Begriff der „Verbürgerlichung“ nicht adäquat fassen, weil sie die Eigenleistung des Rezeptionsmilieus vernachlässigt. Es ist auch fraglich, ob die von *Walter Achilles* vorgeschlagene und von den Herausgebern übernommene Formel einer „Entbäuerlichung des Bauern“ (S. 49) den Sachverhalt der agrarisch-ländlichen Modernisierung trifft. Eine solche Formel bezieht sich auf die Annäherung der Bauern an das marktgerechte Wirtschaften, an Unternehmerqualitäten, sie negiert aber das – unter agrarromantischen Konzeptionen erfolgte – zeitgenössische bäuerliche Selbstverständnis. Es gab zwar das alternative Bild des „Ökonomen“, welches da und dort auch von reicheren Bauern akzeptiert wurde, doch langfristig erfuhr der Begriff „Bauer“ eben gerade unter den Bedingungen seiner wirtschaftlichen und sozialen Stabilisierung wieder eine Aufwertung, und zwar als moderne Erwerbsgruppe mit Selbstbewußtsein, welche bürgerliche, moderne Normen mit agrarischer Tätigkeit verband. So gesehen ist der Begriff einer „Entbäuerlichung des Bauern“ gewiß nicht aussagekräftig. Stadt und Land, Bürger und Bauer bildeten auch noch im 19. Jahrhundert zwei gesellschaftliche Szenerien und Kräfte mit eigenem Gesicht, Charakter und Struktur, und zwar trotz der vorbildhaften städtisch-bürgerlichen Normen, die sich im 20. Jahrhundert ohnehin von der Bindung an eine bestimmte Gruppe lösten und in die ganze Gesellschaft ausstrahlten. Das Bürgertum ist ein Modernisierungsagent, Bürgerlichkeit nur eine zeitweilig dominante Form der Moderne. Daneben kann – nicht nur als deviante, sondern als eigenständige Annäherungsform – auch das partiell modernisierte, ja sogar neu definierte Bauerntum bestehen.

Hanns Haas

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Mitt\(h\)eilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde](#)

Jahr/Year: 1997

Band/Volume: [137](#)

Autor(en)/Author(s): diverse

Artikel/Article: [Zum Salzburger Schrifttum. 449-464](#)